

Das Mädchen auf der Glasplatte

Autor(en): **Toth, L. C. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 36

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Mädchen auf der Glasplatte

Von L. C. v. Toth

Wenn die Gardekürassiere gewichtig durch die Rue Camus in Alt-Versailles schritten, pflegte der alte Hofjuwelier Rossignol in seinem schmalen Laden im Winkelsock stets seinen Kopf nach dem gedämpften Takt zu wiegen. Dann nahm er gewöhnlich eine Prise Schnupftabak und stützte seine Hände in zwei ebenmäßigen Pyramiden nebeneinander auf die Scheibe seines Ladenstisches. Diese Zeitspanne genußreicher Erwartung sah Monsieur Rossignol ungern durch äußere Eindrücke verunziert. Als nun einmal die Türe heftig aufgestoßen wurde, legte er sein reichgepudertes Haupt ein wenig schief und blickte mißbilligend auf den schmalschultrigen jungen Mann, der ein zartes, sichtlich langbeiniges Mädchen auf seinen Armen hereintrug, um sie ohne weitere Umstände auf die dicke Glasplatte zu setzen. Die beiden schienen den Hofjuwelier nicht zu bemerken. Das Mädchen faßte eine lange Haarsträhne, die dem Jungen in die erhitzte Stirn hing, und zog sein blasses Gesicht an das ihre heran.

«Oh, Phil!» rief sie. «Philippique, wie heiß ist deine Wange! Gewiß, weil du deine kleine Frau Aglae auf den Armen trägst, bloß darum, weil ich niemals den Boden berühren darf, wenn du bei mir bist!»

«Ich will, daß man auf deinen Grabstein einmal schreibt: Hier ruht Aglae, die Tänzerin des Königs, sie hat niemals den Boden berührt!»

«Und auf deinem wird stehen: Hier ruht ihr Gatte Philippique, die Sohle ihrer Schuhe!»

Vor diesen lächerlichen Reden senkte Monsieur Rossignol sein Haupt, teils weil er dachte, daß nur die Jugend ungeschert von Gräbern spricht, teils weil er hinter einem delikaten Spitzen Tuch nieste. Dann legte er die Fingerspitzen aneinander und lächelte verbindlich.

«Madame», sagte er zu dem Mädchen auf der Glasplatte, «wie betrüblich sind leidende Füße!»

Diese Verbindlichkeit löste einen Sturm der Heiterkeit aus. Das Mädchen wiegte sich, daß ihre langen, weichen Locken flatterten. Sie raffte die rosengelbe Seide ihres Reifrockes und streckte ihre langen Beine aus. «Oh, Monsieur Rossignol!» rief sie und vollführte in der Luft ein paar zierliche Menettschritte. Der Hofjuwelier sammelte die Finger seiner rechten Hand zu einer Spitze und führte sie grazios an seine Lippen.

«Oh, Mademoiselle La Gracile!» sagte er. «Der Schmetterling von Versailles! Wie entzückt der König gestern Abend war!»

«Wieso wissen Sie das, Monsieur Rossignol?»

«Weil Madame gekommen sind, um ein Geschenk auszuwählen! Der König sendet alle jungen Damen zu mir, die ihn entzücken.»

«Ja, ja, es war herrlich gestern Abend! Der ganze Hof war begeistert, selbst Madame Pompadour hat eine Falte zwischen ihren dicken Augenbrauen gehabt... so hat sie mit damit ausgesehen. Dann hat sie rechtzeitig ihre Lippen gespitzt, aber das hat sie nicht jünger gemacht. Und sie wollte mir auf die Füße steigen, weil der König so entzückt war!»

«Oh!» Monsieur Rossignol zeigte namenloses Entsetzen. «Auf diese köstlichen, kleinen Füße?! Man sollte diese Kleinodien in einer königlichen Vitrine auf blauem Samt bewahren...»

«Ja!» sagte Philippe, mit einem schwachen Lächeln auf seinem leidenden Gesicht. «Damit die Künstler aller Zeiten ehrfürchtig daran vorbeipilgern können!»

«Eh bien, Messieurs!» Aglae La Gracile klatschte lachend in ihre Hände. «Aber erst nach meinem Tode, inzwischen sollen diese Kleinodien noch tanzen, die Sarabande, die Cascote, die Gavotte, ein Menuett, oh...! Und wenn ich nicht tanze, hülle ich sie in königblauen Samt, und mein Gatte Philippique trägt mich!»

«Ja!» Philippe strich mit zitternden Fingern liebkosend über ihre schmalen, blauen Pantoffeln. Dazu sind diese kleinen Füße nicht, um einen Schritt vor dem anderen zu setzen, wie irgendein Kürassier auf dem Marsch! Aglae soll tanzen, nur tanzen... ihr Schritt bin ich!»

«Oh, Phil!» sagte Aglae zärtlich und zog ihn an seiner Stirnlocke an sich. «Wie stark du bist und wie laut ich dein Herz schlagen höre! Es schlägt eine glückliche Zeit!... Monsieur Rossignol, ich will eine Uhr für meinen Gatten Phil, eine reiche, aus hellem Gold mit farbigen Edelsteinen; sie soll jede Stunde schlagen und zur Mitternacht, wenn unsere Arme sich lösen, soll sie ein Schlummerlied spielen. Und dann muß die Uhr zehn Stunden schweigen können... weil wir schlafen wollen!»

«Nichts für mich, Aglae!» sagte Philippe mit leiser Stimme. «Wenn mich mein Husten packt, schüttelt er alles von mir ab, die Ringe von meinen Fingern, die Knöpfe von meinem Rock... Nimm etwas für dich!»

«Monsieur hat recht!» ließ sich der Hofjuwelier vernehmen. «Die Etikette würde verlangen, daß Madame etwas wählt, das der König an ihr bewundern kann! Ich bitte um einen Blick auf diese zierliche Kette, aus dünnen Goldblättern geflochten...»

«Nein, nein!» schrie Aglae. «Ich will eine Uhr für Philippique!»

«Ach, Aglae!» flüsterte Philippe. «Was soll ich mit dieser Uhr, ich könnte bloß meine heißen Hände damit kühlen!... Sieh doch, diese Blume, für dein Haar! Wie

viele Edelsteine wohl am Schleifrad zersplittert wurden, bis diese feinen Staubfäden gelungen sind...!»

«Monsieur!» sagte der Hofjuwelier. «Wie betrüblich! Die Etikette würde verbieten, daß Madame diese Blume wählt! Madame la Marquise de Pompadour wäre erzürnt...»

«Ja?» rief Aglae. «Dann nehme ich diese Blume!»

«Madame!» flehte Monsieur Rossignol. «Ich habe eine Auswahl der schönsten Uhren für Monsieur Philippe...»

«Keine Uhr für Phil!» schrie Aglae. «Die Blume, Herr Hofjuwelier!»

«Madame! Madame! Diese Blume darf nur über besonderen Befehl des Königs ausgefolgt werden, sie bedeutet...»

«Daß der König geizig ist, eh? Geben Sie mir die Blume!»

«Sie bedeutet, Madame, daß ihre Trägerin Anspruch auf die besondere Gunst des Königs hat!... Madame la Marquise de Pompadour wünscht nicht, daß diese Blume bei Hof blüht!»

«Acht!» flüsterte Philippe. Seine schmale Brust bebte unter dem verhaltenen Würgen des Hustens. «Darum hat diese Blume keinen Duft! Willst du sie tragen, Aglae?»

«Niemand!» schrie sie. «Niemand! Monsieur Rossignol, sagte ich nicht, ich will eine Uhr für meinen Gatten Phil?»

«Madame, ich bin untröstlich, aber die Etikette würde verlangen...»

«Puh, die Etikette!... Hier, Philippique, ist deine Uhr, die schönste, mit einem Kompliment vom König und von mir! Gehen wir! Nimm mich auf deine Arme!... Warum zitterst du, Phil? Halte mich fest, ich lege die Arme um deinen Hals... Warum schwankst du? Willst du mit mir tanzen? Ah, tanze, hörst du, du sollst tanzen und mich heben, höher, ich will fliegen, fliegen... Was ist!... Phil...!»

Philippe war mit einem leisen Wehlaut zusammengestürzt, er lag still. Aglae war herabgeglitten, sie stand in ihren schmalen, blauen Pantoffeln regungslos und blickte auf ihn hinunter. «Phil!» sagte sie leise. «Phil? Warum sprichst du nicht? Sieh, ich tanze nicht und muß doch auf meinen Füßen stehen! Willst du mich nicht mehr tragen? Du liebst mich nicht! Phil?... Du bist so still!... Ach, Philippique, mein lieber...!»

Sie schwieg. Dann kam sie mit langsamen Schritten auf Monsieur Rossignol zu und streckte die Hand aus. Der Hofjuwelier blickte sie fragend an.

«Die Blume, bitte, lieber Monsieur Rossignol!» flüsterte sie.

Das fliehende Feld

Erzählung von Hermynia Zur Mühlen

Zum erstenmal sah der kleine Palko vor sich das fliehende Feld, als er krank, sehr krank war. Damals, in jenen fernen Tagen, floß vor seinen fieberbrennenden Augen alles ineinander, Wirklichkeit und Traum, Gewesenes und Gegenwärtiges. Die flatternden Haubenden der Barmherzigen Schwester, die sich über ihn beugte, die kahlen Wände des Krankenzimmers, ein müdes, vergrämes, halb vergessenes Gesicht — das der toten Mutter, die langen blonden und braunen Zöpfe der Schwestern, der hohe Dorfkirchturm, der mit spitzem Finger nach oben zeigte, als wäre er ein Schüler und wollte dem lieben Gott sagen, daß er die richtige Antwort wisse, und die grauen Wellen der Waag, bald unter dem Eis erstarrt, bald im blassen Frühlingsblau über die Ufer brandend. All dies tanzte und reigte vor den Augen des kleinen Palko, verschwommen, ineinander übergehend, bis dann das Feld kam. Das erkannte er sofort. Es war das Feld, das einmal, so hatte die Mutter erzählt, zu Lebzeiten des Vaters, ihnen gehört hatte, das sie aber hatten verkaufen müssen an Jan, den Nachbarn, dessen Sohn immer aus Amerika Geld schickte. Und dieses Feld war, auch das wußten die Kinder von der Mutter, das beste, das fruchtbarste Feld der Gemarkung, ja, der ganzen Slowakei. Und hätten sie noch das Feld, so wäre alles, alles gut.

Wie oft hatte der kleine Palko das Feld betrachtet, sehnsüchtig, später dann, als er schon zehn Jahre zählte, mit den abwägenden Augen des Bauern, der sich auf die Güte der Erde versteht. Und immer mit der heimlichen Hoffnung auf ein Wunder — geschehen doch viele Wunder, das wußte er aus dem Evangelium —, durch das das Feld wieder in ihren Besitz käme.

Als er elf Jahre zählte, starb seine Mutter. Die verwaisenen Kinder wurden von Verwandten aufgenommen, Palko aber, der einzige Bub der achtköpfigen Familie, kam ins Waisenhaus. Fort von daheim, fort aus

dem Dorf in die Stadt, wo es keine Felder und fast keine Bäume gab, wo niemand den andern kannte und wo man so viele Stunden auf der Schulbank sitzen mußte, daß man nachher seine Glieder kaum bewegen konnte.

In diesen zwei Jahren hatte er allmählich das Dorf und die Waag und das Feld vergessen. Jetzt jedoch sah er es plötzlich vor sich, zum Greifen nahe, und er glaubte auch den Erdgeruch in der Nase zu verspüren. Eine große Freude erfüllte sein Herz: jetzt gehört das Feld wieder uns. Jetzt ist alles gut.

Dann aber ereignete sich etwas Seltsames: das Feld streckte sich, es reckte sich hoch, bekam Beine und Füße und begann zu laufen. Zuerst langsam, nachher aber immer schneller und schneller. Palko erschrak furchtbar: das Feld läuft ihm weg, das Feld flieht. Er muß es einholen, es fangen. Und er lief und lief dem fliehenden Feld nach, lief so rasch, daß ihm der Atem ausging, und immer sah er das Feld so nahe, daß er es fast haschen konnte, aber immer hatte das Feld den gleichen Vorsprung, und seine ausgestreckten Hände griffen ins Leere. So liefen sie beide, das Feld und Palko, liefen durch die Dorfstraße, liefen am Ufer der Waag entlang, rannten über die alte Holzbrücke, bergauf, bergab. Kamen in die Straßen der Stadt, vorüber an den hohen feindseligen Gebäuden, die immer wieder das Feld vor Palkos Augen verbargen, über den Marktplatz, weiter, immer weiter. Und Palko schrie dem Feld zu, es solle stillstehen, schrie so laut, daß die Schwester herbeigeilt kam und hinter ihr das Feld verschwand.

Palko versuchte, ihr zu erklären, was geschehen sei, doch verstand sie ihn nicht; die Erwachsenen verstanden ihn ja so häufig nicht, und er war auch so müde vom Laufen, daß er unter den sanften tröstenden Worten und streichelnden Händen der Schwester einschlieft.

Der große Palko wanderte mit zweiundzwanzig Jahren nach Amerika aus. Er wollte nicht im Lande blei-

ben, wo er so wenig verdienen konnte. In Amerika dagegen wird man reich, dort erspart man in wenigen Jahren so viel, daß man in die Heimat zurückkehren und ein Feld, zwei Felder kaufen kann, vielleicht sogar drei. Er saß auf dem Verdeck und blickte über die endlose Wasserfläche, heimwehkrank, aber dennoch voll trotziges Mutes. Unter dem Hemd trug er ein Medaillon mit dem Bild der Mutter Gottes und im Herzen das Bild des Feldes, das er nach seiner Heimkehr kaufen würde. Vor seinen Augen verwandelte sich die blaue Meeresfläche in schwarze, fruchtbare Erde. So viel Erde! dachte Palko, wenn da die Ernte heranreift! Und wieder, wie damals, als er so krank gewesen war, erblickte er am Horizont das Feld. Nun floh es nicht vor ihm. Es kam näher und näher. Aber immer nur so nahe, daß er es gerade noch nicht greifen konnte. Es entschwebte mit dem Horizont; es leuchtete bald golden in der Morgensonne, bald glühend rot, wenn die Abenddämmerung hereinbrach. Es war immer da, aber nie erreichbar für Palkos Hand.

Die Riesenstadt, in die er kam, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er glaubte, in die Hölle gekommen zu sein, so donnerten die Wagen und Trams, so loderten nachts die Lichter. Und er mußte arbeiten wie ein Verdammter, ohne Atem zu schöpfen, ohne Rast, ohne Ruh. Er kam nicht einmal zum Denken. Es wäre auch zu gefährlich gewesen. Die wilden, grausamen Maschinen laurten ja nur darauf, daß einer sich vergesse, daß einer nicht an sie und nur an sie denke, um ihm in ihrem Zorn die Hand oder den ganzen Arm abzubeißen.

Freilich, man verdiente gut; wenn man umrechnete, und Palko lernte dies allmählich, hatte man in einem Jahr fast ein kleines Vermögen verdient. Und wenn man wenig aß und nicht trank und Sonntags nur daheim schlief oder zu dem großen Fluß ging, der hier, an diesem fremden Ort, noch das Vertrauteste war, so konnte man auch Geld zurücklegen.